

Das Unterhaltungs-Blatt

Tägliche Beilage des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 286.

Donnerstag, 19. Oktober

1933.

Die Affäre Dahlskop

Roman von
HANS LEHR

19. Fortsetzung.

(Nachdruck verboten.)

Der Kommissar seufzt; widerborstig ist dieser Mann. Er versucht es mit Liebenswürdigkeit und bietet Hermann eine Zigarette an; er lehnt dankend ab.

„Sie wollen uns also nichts über Dahlskops wirtschaftliche Verhältnisse sagen?“

„Ich weiß ja doch nur, was die interessierte Öffentlichkeit weiß. Über meine Vermutungen zu reden, hat keinen Zweck, da sie naturgemäß persönlicher Natur sind und Sie, wenn ich nicht irre, Tatsachen, aber keine Ansichten zu erfahren wünschen; wenn Sie Vilsenkrank's Rückkehr nicht abwarten können, dann fragen Sie doch seinen Vertreter.“

Kommissar Nelander ist wütend auf sich selbst, daß er sich schon wieder eine Blöße gegeben und die Zurechtweisung damit selbst verschuldet hat.

„Sie standen in gutem Verhältnis zu dem Abgeschiedenen?“

„Durchaus; ich stand ihm wohl kühler gegenüber als er mir.“

„Sie sind heute nacht mit Dahlskop im Park gesehen worden; Ihre Auseinandersetzung soll sehr lebhaft gewesen sein. Die Zeit stimmt ungefähr mit der überein, zu der das Verbrechen geschehen sein muß.“ Nelander kann es sich nicht versagen, sich für Hermanns temperamentvolle Abwehr mit einer Spitze zu rächen. „Sie geben doch zu, daß uns das berechtigt, Aufklärung von Ihnen zu fordern?“

Hermann schlägt sofort zurück.

„Ich bin der letzte, der Ihnen die Erfüllung Ihrer Pflicht erschwert; es ist doch ein Unterschied, ob Sie eine sachliche Aufklärung versuchen oder mich, Ihrer persönlichen Auffassung folgend, der Tat verdächtigen.“

Wieder grinst Dr. Odeselt in kollegialer Bosheit. Das schadet gar nichts, wenn Nelander mal die Wahrheit gesagt bekommt; vielleicht zieht er seine Lehre daraus und schraubt sein Selbstbewußtsein künftig etwas herab.

Es ist nicht zu verkennen, daß der Kommissar gereizt ist; ohne Zweifel wartet er auf die Gelegenheit zur Rache.

„Erzählen Sie uns also, wie das war heute nacht.“

„Abends hielten wir uns, das heißt Miß Heslin, Miß Wüdermann, Dahlskop und ich, in der Bibliothek auf; wir unterhielten uns über kulturpolitische, philosophische und medizinische Fragen, zu denen uns die wertvollen Werke anregten. Wir trennten uns um elf Uhr ungefähr.“

„Genauer, bitte.“

„Ich habe nicht auf die Uhr gesehen.“

„Fiel Ihnen an Dahlskop nichts auf?“

„Nein, er war unbefangen.“

„Was taten Sie danach?“

„Ich las in der Sammlung der Sprüche des Lao-tse.“

„Wer ist das?“

„Ein chinesischer Philosoph, der Begründer des Taoismus; er hat vor zweieinhalbtausend Jahren gelebt“, belehrt Hermann in leisem Spott. „Er hat vieles gesagt, was für unsre Zeit noch Gültigkeit hat.“

Nelander macht eine Gebärde der Abwehr.

„Das Buch stammt aus Dahlskops Bibliothek?“

„Jawohl; dort liegt es. Um ein Uhr ungefähr hörte ich, daß Steinchen an mein Fenster geworfen wurden.“

„Können Sie die Zeit nicht genau angeben?“

„Bedaure; ich wußte ja nicht, daß sie einmal eine Rolle spielen würde.“

„Und das war Dahlskop?“

„Ja. Er fragte mich, ob ich noch auf den Beinen sei. Auf meine Zustimmung hin lud er mich ein, ihn durch den Park zu begleiten; er könne noch nicht schlafen.“

„Das ist nicht gerade alltätig“, fällt Nelander ein.

„Mag sein.“

„Und wie verlief der Spaziergang?“

„Wir schritten durch den Park ans Meer; die Nacht war mondhell und still. Zunächst setzten wir das in der Bibliothek begonnene Gespräch fort. Später bat ich Dahlskop, mir zu sagen, wie er über meinen weiteren Aufenthalt denke, da ich zu Hause dringende Verpflichtungen hätte. Er antwortete, er bedaure es sehr, daß ich an Abreise dachte; er würdige jedoch meine Gründe. Meine Berufung sei ohne sein Wissen erfolgt. Er habe die Gewißheit gewonnen, daß er die Fragen, die meine Anwesenheit veranlaßt hätten, in endgültiger Form und in einer Weise, die für alle Beteiligten die meiste Befriedigung in sich berge, lösen könne und lösen werde; ich solle also nicht glauben, daß ich durch meine Abreise ihn vielleicht verletzen oder ihm die Möglichkeit zu einer besseren Lösung nehmen würde.“

„Sehr unklar.“

„Das kann ich leider nicht ändern.“

„Und wie kam es zu der temperamentvollen Auseinandersetzung?“

„Ich hatte keine solche mit Dahlskop.“

„Es ist doch gehört worden, daß Dahlskop sehr erregt sprach.“

„Mit mir nicht.“

„Sie können einen zur Verzweiflung bringen.“

„Ich muß doch die Wahrheit sagen.“

„Verstehen Sie das?“ wendet Nelander sich an Dr. Odeselt; dieser schüttelt den Kopf.

„Wer ist denn der Angeber?“ fragt Hermann.

„Sie meinen die Zeugen?“ verbessert der Kommissar nervös. „Der erste, der Matrose der Hasenwache, hat Sie mit Dahlskop den Strand entlang gehen sehen. Dieser Mann ist kurz darauf abgelöst worden, und sein

Nachfolger hat Dahlskop laut und erregt sprechen hören.

„Dahlskop — —!“ betont Hermann.

„Es ist doch anzunehmen, daß Sie noch bei ihm waren“, protestiert der Kommissar.

„Anzunehmen — —!“ betont Hermann ebenso sicher wie vorher.

Der Kommissar trocknet sich die Stirn; einen ähnlich harten und erregenden Kampf hat er selten geführt.

„Gehen wir an den Tatort“, schlägt er vor.

31.

So war es.

Die Dienerschaft steht im Flur, auf den Treppen und macht sich auch im Park zu schaffen; die Frauen und Männer blicken erbittert und drohend, als stehe fest, daß Hermann der Mörder sei. Das ist Hermann noch nicht passiert, daß er zwischen zwei Kriminalbeamten ein regelrechtes Spiekrutenlaufen auf sich nehmen muß; er ist selten so zornig gewesen wie in diesen Minuten.

Über die Leiche ist ein Tuch gebreitet. Drei uniformierte Polizisten sperren den Tatort in einem Halbkreis ab. Ein Kriminalbeamter grüßt und meldet, Fingerabdrücke, Haar- und Blutproben, sowie Fußspurengipsabgüsse seien gesichert und die Messungen des Tatorts ausgeführt, sowie die nötigen Aufnahmen gefilmt.

Kommissar Nelander dankt und gibt Anweisung, das Tuch von der Leiche zu nehmen. Er beobachtet Hermann scharf. Hermann senkt den Kopf und legt für Augenblicke die Hände übereinander; die Erschütterung bemächtigt sich seiner, die jeden Menschen vor einer Leiche erfäßt.

Birger Dahlskop, der Herr über ungeheuren Reichtum und Inhaber einer nicht abmeßbaren Macht, ist nicht mehr. Die blendende Laufbahn eines außergewöhnlichen Menschen ist beendet. Der friedliche Ausdruck des Gesichts läßt annehmen, daß die letzten Augenblicke des Lebenden kein Wehren gegen die Vollendung des Kreislaufs waren.

Als Hermann Dahlskop verließ, war sein Wesen von der ausgeglichenen Ruhe eines Weisen erfüllt. Kurz nach der Trennung soll die Katastrophe eingetreten sein? Wer mag den Schuß abgefeuert haben? Warum mag er gelöst worden sein?

Viola und Anna kommen aus dem Park. Sie sind gefaßt, doch man sieht, daß auch sie aufs tiefste erschüttert sind. Sie reichen Hermann stumm die Hand.

Anna wendet sich an den Kommissar:

„Ich habe, als ich von dem Unglück erfuhr, Generaldirektor Viljencranz telegraphisch ersuchen lassen, sofort mit dem Flugzeug zurückzukehren. Die Angestellten des Hauptsekretariats sind ebenfalls benachrichtigt; sie halten sich, wie meine Freundin, Miß Iselin, und ich zur Beantwortung eventueller Fragen zur Verfügung.“

Der Kommissar dankt. Dem Kriminalbeamten gibt er Anweisung, die Leiche ins Haus bringen zu lassen. Zwei Diener und zwei Polizisten legen die sterblichen Reste Dahlskops auf eine Bahre und verschwinden mit langsamen und schweren Trauerschritten im Park.

Der Kommissar flüstert mit Dr. Odeselt; er glaubt nicht mehr daran, daß Hermann mit Dahlskops Ableben etwas zu tun hat. Die Ruhe und Würde Hermanns beschämen ihn, wenn er sich auch sagt, daß er in der Erfüllung seiner Pflicht allen Spuren nachgehen muß.

„Ich muß Sie bitten, sich bis nach der Ankunft des Generaldirektors Viljencranz zu meiner Verfügung zu halten.“

„Weshalb?“ fragt Anna betroffen.

„Es sind noch nicht alle Verdachtsmomente entkräftet“, weicht der Kommissar aus.

„Verdachtsmomente?“ wiederholt Anna und blickt Hermann bestürzt an. „Um Gottes willen!“ Bevor es ihr selbst bewußt wird, hat sie seinen Hals umschlungen.

„Du hast doch damit nichts zu tun?“

Er zieht sie an sich. Die Weihe der Minuten angesichts des Toten hat seine Erbitterung erlösen lassen, und die Natürlichkeit und Echtheit ihres Glaubens an ihn und ihre Liebe bewegen und erschüttern ihn so, daß er die Umgebung vergißt; wie groß, wie ernst, wie glückselig ist dieser Augenblick. Er küßt ihr Haar.

„Natürlich habe ich damit nichts zu tun, Anna. Der Herr Kommissar kann sich noch nicht von den Vorstellungen befreien, die die Tatsache in ihm hervorrufen, daß ich der letzte war, der mit Dahlskop sprach.“

Nelander zieht die Schultern hoch. Er hat Ehrgeiz, aber er ist kein Mann, in dem der Kampf mit dem Verbrechen die Empfänglichkeit für Regungen des Herzens erstickt hat; er muß seine Pflicht tun, genau so wie Dr. Kämpfer in seinem Fach seine Pflicht erfüllen muß.

„Es ist doch nun einmal so, Herr Dr. Kämpfer.“

Hermann erläutert Anna die Sachlage. Er erzählt ihr von Dahlskops Einladung zu dem nächtlichen Spaziergang und von der Tatsache, daß der erste Matrose ihn mit Dahlskop gesehen hat und der zweite Dahlskop laut hat sprechen hören.

Anna horcht auf.

„Um wieviel Uhr hast du dich denn von Dahlskop getrennt?“

„Es mag zwei Uhr gewesen sein; genau weiß ich es eben nicht; ich konnte ja doch keine Ahnung davon haben, daß das einmal Bedeutung haben könnte.“

„Um zwei Uhr hat die Hafenwache gewechselt“, sagt Anna in scharfem Nachdenken. „Wann ist eigentlich der Todesstoß gefallen?“ fragt sie den Kommissar.

„Niemand hat ihn gehört; die Leiche wurde heute morgen von der Hafenwache gefunden. Nach der ärztlichen Untersuchung dürfte der Tod ungefähr um zwei Uhr eingetreten sein.“

„Rufen Sie doch bitte einmal den Mann, der die Wache von zwei bis vier Uhr hatte.“

Der Kommissar ruft den Matrosen.

„Sie haben um zwei Uhr die Wache übernommen?“

„Jawohl.“

„Und Sie haben Dahlskop im Park in heftigem Ton reden hören?“

„Jawohl.“

„Weshalb haben Sie dann nicht nachgesehen, was los war?“

„Weil ich wußte, daß Mister Dahlskop sonderbare Zustände hat. Das wissen wir alle doch; es ist uns ja besonders gesagt worden.“

„Wäre es also nicht doppelt notwendig gewesen, nachzusehen?“

Der Mann schaut verlegen und dreht die Mütze durch die Finger.

„Ja, ja, gewiß, Miß Bidermann, wenn man das so nimmt. Aber mein Vorgänger hat gesagt: „Paß auf, der Chef ist mit dem Gast im Park, sich keine Ahnung pünktlich.“ Als ich Mister Dahlskop heftig sprechen hörte, dachte ich, der Chef ist mit dem Gast ein bißchen in Streit geraten, das geht dich nichts an. Was hätte ich sonst denken sollen? Ich ging also an den Turm, stach die Uhr, machte die Runde weiter nach dem Haus und von dort später durch den Park an Bord zurück.“

„Wir müssen die Probe darauf machen, ob man an Bord oder im Haus den Schuß hört“, sagt der Kommissar.

„Ich habe ihn wirklich nicht gehört“, beteuert der Mann. „Es ist hier doch offenes Gelände; so ein kleiner Knall kann doch nicht weit hallen, erst recht natürlich nicht hier bei der Brandung.“

„Stimmt“, bestätigt Nelander.

„Es steht also mit ziemlicher Sicherheit fest, daß der Schuß kurz nach zwei Uhr gefallen ist?“ fragt Anna.

„Allerdings“, antwortet der Kommissar.

„Dann dürfen Sie nicht Herrn Dr. Kämpfer verdächtigen, sondern Sie müssen Ihre Aufmerksamkeit mit zuwenden“, sagt Anna.

(Schluß folgt.)

Herbst.

Die großen Stürme flügelten so stark.
Nun schweigen sie, wie Vögel im Entschweben.
Still und erlöst genießt der alte Karl
Das Recht, sich stiller Trauer hinzugeben.
Wie um Geliebtes vor dem Sturm zu retten,
Löst die Kastanie leise Blatt um Blatt.
Die schönen Fächer sinken lautlos, matt,
Als wär' es ihnen recht, sich still zu betten.
In Schleiern kommt die Dämmerzeit geschritten.
Von letztem Sonnenstrahl getroffen, steht
Noch eine Rose aufrecht über'm Beet,
Rot, wie von einem Pfeil durchschnitten.

Frida Schanz.

Bauer Menken und sein junges Weib.

Von Wilhelmine Balthes.

Gilden, der alte Gilden, der das Gehöft am Bergfuß hat, sitzt auf dem Baumstumpf vor der Haustür, das Gesicht ganz breit vor Stolz. Steht da vor ihm der reiche Menken, der mehr Nähe hat als er Weizenähren, und gebärdet sich als Freier. Ein großer Wind weht aus Norden, und Vater Gilden muß dreimal niesen, ehe er fragt: „Ja, wie ist es denn, du sprichst da immer von dem Mädchen“; welche willst du eigentlich, die Lis oder die Babin?“

Menken steht still wie ein Baum und denkt. Er will heiraten, weil es zur Ordnung gehört; und welche von den beiden Mädchen er bekommt, die Lis, die Gildens Tochter ist, oder die Babin, Gildens Nichte und Ziehkind, das ist ihm eigentlich gleich. Und so sagt er es laut: „Lis oder Babin, das ist dasselbe.“

Als er das sagt, erscheint im Fensterviereck das Gesicht der Babin mit großen Augen von zärtlichem Blau.

„Nun, da geb' ich dir die Lis“, sagt eben Vater Gilden.

„Die Lis? Hm, könnt' ich nicht die Babin haben?“

„Die Babin? Auch gut. Ich dachte bloß, es wäre dir gleich.“

Lieber hätte er ihm die eigene Tochter gegeben, aber man muß froh sein, wenn ein so wohlhabender Mann überhaupt als Freier kommt.

„Willst du hineingehen und sie fragen, Vater Gilden?“

Fragen? denkt der alte Mann. Da wird nichts gefragt. Wenn ein Menken wirbt, hat man nichts zu tun, als vergnügt zu niden. Lange muß Menken nicht warten. Gilden streckt die Hand aus der Haustür und holt ihn hinein. Und dort drinnen am Herd steht Babin prall und blaß und schaut ihm ängstlich entgegen. Der Schürzzipfel der Lis verschwindet eben hinter einer Tür, die krachend zusinkt. — — —

Nach ein paar Wochen ist Hochzeit. Das ganze Gehöft dröhnt von dem Lärm der Musik. Menken nimmt seine Babin und führt sie ins Dunkel hinaus, wo sein Wagen steht. Ehe einer sie entdeckt, saust der Wagen davon. Erst drinnen im Walde, wo es schon ganz finster ist und die ersten matten Sterne zwischen den schwarzen Wipfeln glänzen wie tiefste weiße Taupropfen, hält er die Pferde an und sagt, nahe an Babin's Wangen: „Nun, Babin, mein kleiner Schatz?“ — „Ja, was hast du denn?“

Die Babin kann nicht anders, als auch die Arme um ihn legen und weint bitterlich.

„Weil es so schrecklich gewesen wäre, wenn du die Lis genommen hättest und nicht mich! Wie du damals vor dem Haus gesagt hast, es sei dir gleich, ob sie oder ich, da hab' ich gemeint, die Erde schluckt mich.“

„Hast dir denn schon was aus mir gemacht vorher?“

„Ja. Es ist lange her, da begann's. Du bist da durch den Wald gegangen und ich auch. Dein Hund lief immer hinter mir her, und du lachtest und sagtest: „Der mag dich!“ Und hattest so liebe Augen. Und überhaupt — — —

„Und überhaupt“, lacht er und zieht sie eng an sein Herz. Die Pferde stehen geduldig im finstern Wald und warten, bis die beiden mit dem Küssen fertig sind. — — —

Eine Woche sind sie verheiratet, da kommt die Lis. Sie war nicht bei der Hochzeit, sie ist gleich nach der Verlobung zu einer alten Verwandten gefahren. Sie schwingt einen Korb in der Hand und sieht sich mit giftigen Augen in all dem fetten Reichtum um. „Da ist ein Kleid, das du vergessen hast, Babin. Aber du wirst es wohl nicht brauchen, denn du schwimmst jetzt ja in lauter Geld!“

Babin lacht. „Behalt' das Kleid nur, Lis!“

Lis preizt sich erst, preizt sich auch, als sie Kaffee und Weißbrot bekommt.

Menken klappt vom Feld herein. Begrüßt die Verwandte mit freundlichem Händedruck, schaut aber immerfort auf seine Babin. Die Lis sitzt mit verkümmerten Lippen. Die zwei sind verliebt bis über die Ohren. O, sie quält den Vater tödtlich, weil er das Ziehkind so gut versorgte, statt sein eigen Fleisch und Blut da in den großen Reichtum zu setzen. Keinen guten Tag läßt sie dem Alten dafür.

Babin wird von einer Woge gerufen und verläßt sie eine Weile die Stube.

Lis sagt zum Bauer: „Nun hat sie's also, wie sie's haben wollte!“

„Wie meinst du das?“

„Nun, sie wollte ja immer nur einen ganz Reichen! Schon als Kind war sie aufs Geld veressen.“ Sie schildert damit nur sich selbst.

„Die Babin aufs Geld veressen? Sie ist doch so bescheiden!“

„So? Weißt du das genau? Es ist doch nicht jeder so, wie er sich gibt!“ — Die Babin kommt herein, sucht ihn gleich mit den Augen. Etwas Unruhiges kommt in ihren Blick. Die Lis geht. Babin und Menken bleiben in der Stube. Seine Augen gehen grübelnd über sie hin.

„Was ist?“ fragt sie scheu.

„Nichts. Ich sehe dich an.“ Er steht und denkt. Er war damals zu Gilden gegangen, weil es im ganzen Ort bekannt war, die beiden Mädchen dort seien gut erzogen und fleißig. Er hatte eigentlich kaum gedacht, aus Liebe zu freien, und jetzt hat er sich doch in kurzer Zeit so heftig in sein junges Weib verliebt und ist glücklich wie nie. Aber wie eine kalte Hand liegt es ihm seit Lis' Worten über dem Herzen. Hat Babin nur Geld gewollt und ihm Liebe vorgetäuscht?

Babin fragt mit großen Angstaugen: „Was hat die Lis dir gesagt?“

„Die Lis? Nichts.“ Er geht aus der Stube.

Das ist nun ein gallenbitterer Tropfen, der alles verleidet. Eines Tages kommt Gilden. Er sieht so kopfhängerisch aus.

„Ich hab' die Hölle im Haus, Kind“, sagt er zu Babin, ohne in seinem eigenen Leid zu beachten, wie elend sie aussieht. „Die Lis geht herum wie vom Hund gebissen. Ich bin gekommen, mit dem Maller Mirtel zu reden, der soll ihr so schnell es geht einen Mann suchen.“

„Ist sie böse, weil ich geheiratet hab?“

„Und ob! Sie hätte es selbst sein wollen! Und ihr beide seid mir doch im selben Maße am Herzen. Ich habe das Glück jeder von euch gegönnt.“ Er gibt ihr bekümmert die Hand und geht ins Wirtshaus, den Maller zu suchen.

Babin sitzt über einer Schüssel Erbsen und vergift zu schlucken. Sie merkt kaum, daß Menken eintritt. Sein Herz schlägt ihm dumpf in der Brust, als er sie so gebeugt sitzen sieht mit Tränen in den starrenden Augen.

„Was hast du?“ fragt er und geht zu ihr hin.

„Du hättest doch lieber die Lis nehmen sollen. Nun magst du mich nicht. Seit sie hier war, gehst du mir aus dem Weg.“

„Sag, Babin, ist das wahr, du hast schon immer einen ganz reichen Mann haben wollen?“

„Das hat sie dir aufgebunden?“

„Ja!“

„Und du hast's geglaubt, Menken?“

„Weiß der Teufel, ja! Vielleicht weil ich so verliebt bin in dich und alles mit einem blutigen Riß gibt, was mir zeigen könnte, du hättest mein Geld und nicht mich gemeint!“

„Du!“ Ihr Blick verankert sich in seinem.

Er steht und liest in diesen beiden Augen, liest und liest, und sein Gesicht verklärt sich immer mehr. Und dann lehnt sich, vor Glück lächelnd, eines an das Herz des anderen.

Sechs Reiter abgeschossen!

„Wer bürgt für Schorsch Hildebrand?“

Kleines Erlebnis von Hans Georg Gesele.

Das Schulfest war in vollem Gange. Am Walbrand hatte die Sekta Sachhüpfen, vor dem Musikpodium trat die Quinta zum Keulenschwingen an, im Saal bereiteten die Tertianer ein Festspiel vor, zu dem sie allesamt in alte Soldatenuniformen kletterten. Die Primaner schlenderten als gemachte Leute durch die Tischreihen und fanden den ganzen Nachmittag, gegen die Tanzstunde verglichen, „etwas spießig“. Den tollsten Betrieb machten die Quartaner an der Schießbude.

Von den fünfzehn Jungen hatte keiner recht Geld. Darum getraute sich auch niemand an die kleinen Flaschen, die man bis auf den letzten Rest herunterschießen muß, ehe man einen Preis bekommt. Das Schießen auf die Ringscheibe mochte ihnen an sich zu uninteressant sein. So galt ihre Schüsse — je Stück fünf Pfennige — ausschließlich dem Löwen, der so schön brummte, wenn man ihn in das dicke, schwarzgeränderte Auge traf, der Tirolerin, die mit einem Juchzer umfiel, wenn man ihr gegen die Schürze ballerte, und dem Reiter, der regelrecht über Kopf stürzte, wenn man ihn richtig abschöpfte, und der dabei ein Bündchen zum Knallen brachte.

Ich ging hin und sagte den Jungen, wer den Reiter trafe, dessen Schuß werde ich bezahlen! „Wer vorbeischießt, bezahlt selbst!“ Die Kerlchen waren sofort Feuer und Flamme. Eine

Welle kam der Reiter nicht aus den Stützen heraus. Dann sagte ich: „Wer den Reiter dreimal hintereinander abschießt, bekommt außer dem Geld für die Schüsse noch einen Groschen.“ Das war schon schwieriger! Zwei schafften es aber, der dritte verlagte beim letzten Schuß und mußte diesen Verleger selbst bezahlen. Dieser Junge hieß übrigens Schorsch Hildebrand. Alle seine Kameraden wunderten sich. Er sei doch sonst besser, meinten sie.

Zuletzt erklärte ich, wer den Reiter sechsmal hintereinander abtöte, brauche nicht nur die Schüsse nicht zu bezahlen, sondern bekomme außerdem noch fünfzig Pfennige. Dar in die Hand fünfzig Pfennige! Ein Sturm von Begeisterung brach los. Als er sich aber wieder gelegt hatte, zeigte es sich, daß so recht niemand heranwollte. Ein großer, schwächlicher Junge meinte, er schüsse gerne mal, nur einen Schuß, auf den Löwen. Der war am leichtesten zu treffen. Ich schüttelte den Kopf. „Der ist überhaupt kein Kerl!“ sagte ein kleiner, schwarzhaariger Junge neben mir. Ich nahm ihn dafür sofort beim Kragen und sagte, jetzt solle er mal beweisen, daß in ihm mehr Rede.

Der Junge drückte eine Weile und war dann bereit. Er gab mir den einzigen Sechser, den er besaß, für den Fall, daß er vorbeischüsse, nämlich! Dann legte er an und traf den Reiter. Damit war er für die Aufgabe gefangen. Er schoß zum zweiten Mal: Treffer! Die Jungen riefen sich vor Freude gegenseitig an, und einer meinte, auf die Art könne ich pleite gehen. Der kleine legte zum dritten Male an und traf wieder! Seine Kameraden warfen die Hände hoch und trampelten auf dem Bretterboden der Schießbude herum wie Indianer beim Kriegstanz. „Nun du dreimal getroffen hast, steht dir die Wahl frei“, erläuterte ich dem Schützen, „du kannst dir den Groschen für die drei Treffer geben lassen! Aber du kannst auch die Sechserreihe machen und bekommst dann fünf Groschen Aufgeld. Entscheide dich!“

Natürlich mischten sich die Jungen ein. Der Blasse, der vorher einmal auf den Löwen hatte schießen wollen, riet dringend, Kurt solle Schluß machen und den Groschen nehmen. Zwei oder drei Jungen waren durchaus derselben Meinung. Ein paar andere hielten es für richtiger, Kurt versuche die große Chance, aber sie meinten zuletzt, er selbst müsse es am besten wissen. Nur eine Gruppe um Schorsch Hildebrand, der bei der Dreierreihe beim letzten Schuß gefehlt hatte, erklärte, sie sei dafür, daß Kurt weiter-schieße. Kurt schoß weiter.

Kurt war ein feingliedriger, etwas unruhiger Junge. Seine Waden waren schon hochrot, beim vierten Schuß setzte er zweimal ab, ehe er losdrückte. Als der Reiter stürzte und das Zündhütchen knallte, rief er selbst mit Hurra, so begeistert war er über sich. Er strich sein buntes Haar aus der Stirn, konnte es kaum abwarten, bis der Schießbudenmann die Büchse wieder geladen und den Reiter wieder aufgerichtet hatte, legte sofort wieder an, schoß und traf auch das fünfte Mal! Er wurde blaß vor Freude.

Beim sechsten Schuß rüdten die Jungen weit auseinander, um ihn ja nicht zu behindern. Der ganze Trupp fieberte vor Spannung. Das Gewehr schwankte in Kurts Hand. Er setzte ab und atmete tief auf. Endlich war er soweit, drückte los, der Schuß klickte auf Blech, der Reiter rührte sich nicht. Ein „Oh“ und „Ah“ ging durch die Reihe der Jungen, Kurt ballte die kleinen Fäuste vor Wut. Der blaße Junge erinnerte ihn schadenfroh daran, daß er seinen Rat besser befolgt hätte. Dann wäre er nicht seinen Sechser los und hätte den Groschen bekommen! Kurt fluchte regelrecht, aber er duldete den Blassen an seiner Seite, während er fortging.

Keiner hatte mehr Mut. Nur Schorsch Hildebrand sah man an, daß er brennend gerne noch einmal geschossen hätte. „Dreierreihe?“ fragte ich. — „Rein, Sechserreihe!“ meinte Schorsch verbißnen, aber er habe ja keinen Sechser. In diesem Augenblick fiel mir zum ersten Male ein Junge auf, der bisher ganz abseits geblieben war, ein mittelgroßer, stiller Bengel, der leider selbst nicht schießen konnte, weil er recht kurzichtig war und seine Brille am Morgen zerbrochen hatte. Er kam langsam näher und fragte seine Kameraden, ob denn niemand noch einen Sechser habe. „Wer bürgt für Schorsch Hildebrand?“

Niemand hatte mehr ein Fünfpfennigstück! Der kurz-sichtige selbst noch einen einzelnen Pfennig. Er zog ihn aus der Tasche und brachte die anderen dadurch auf den Einfall, nach Kupfergeld zu suchen. Es hatte noch einer einen Pfennig und ein anderer zwei Pfennige. Das waren vier Pfennige! Der fünfte war nicht auszureiben. Zum Glück sagte der Schießbudenmann, er werde ausnahmsweise einmal mit vier Pfennigen zufrieden sein. Die Jungen brachten ein Hurra auf ihn aus. Dann schoß Schorsch!

Er sah sich nicht ein einziges Mal nach mir um, nicht nach seinen Kameraden. Eine vollkommene Sammlung beherrschte seine Bewegungen. Er eilte nicht, er machte nicht besonders langsam. Ungeheuer zusammengerissen handelte der blonde, kleine Mann. Ein Treffer, zwei Treffer, drei Treffer! Die Jungen lobten ihn nicht, sie ermunterten ihn nicht, sie gaben ihm keine Ratichläge. Vier Treffer, fünf Treffer! Keiner der Jungen sprach mehr ein Wort. Schorsch lehnte seine Stirn einen kleinen Augenblick an den Lauf des Gewehrs, dann hob er es wieder. Sechster Treffer! Der Junge nahm seinen Fünzigiger und machte

eine Verbeugung! Jetzt erst sah ich, wie blaß vor Erregung er war. Und erst, als er sich zum Gehen wandte, fingen seine Kameraden an, aufzutauen, Hurra zu rufen und ihn zu beglückwünschen. Zuletzt trat der Junge zu ihm, der ihm Bürgen verschafft hatte, den hatte er unter und zog ihn in die Richtung fort, in der es zum Würstchenmann ging.

Lehren und Lernen.

Skizze aus der Tierwelt von Max Geisler.

Zum ersten Male ging die Familie Wiesel aus: Vater, Mutter und acht Kinder. So wurde bei Wiesels gefordert, daß die Gescheiten nicht alle werden, denn genießt wie die Begabung seiner sämtlichen Artgenossen war auch die dieses Wieselvaters, obwohl er in seinen ersten Daseinswochen aus dem Baue genommen und in ein Menschenhaus gebracht worden war. Da ging er mit seiner Herrin spazieren, trank Milch aus ihrer Hand, nahm ihr kleine Stüchchen Wildbret von den Rippen und durste des Morgens gar zu ihr ins Bett. Damals hieß er Hermännchen.

Aber zum Glück für ihn war dieser Aufenthalt nicht von Dauer, denn über der Erziehung, die er dort genoss, wäre das Geniehafte an ihm verkümmert. Eines schönen Tages also riß er aus, und bald war er im Vollbesitz seiner Leistungen. Sein Nervensystem ward nun das Spiel von feinsten Saiten, das unter dem leisesten Sinneneindruck erklang, meist aber jäh aufstirrte.

Von einer ständigen Wohnung hielt er nicht viel. Bald bezog er einen Maulwurfsbau, bald hauste er in einer Rohrleitung unter der Straße oder in einem Klotz, gelegentlich sogar in einem Steinhaufen. Er kletterte herum wie ein Gnom, war spukhaft wie ein Troll und halb wader mit, daß der Aberglaube der Leute im Bergwald nicht ausstarb. Wenn die ihn zu Gesicht bekamen, sagten sie ihm den Gruß: „Schön's Dingel, behüt Dich Gott!“ Denn wer weiß, wozu solch ein Wunderding fähig ist? Beim Namen darf man es nicht nennen — den Teufel ja auch nicht! Und die Leute meinten, wenn es eine Kuh ansehe, gebe sie Blut statt Milch; sie glaubten aber auch: Wer ein Wieselberg ist, lernt wahrigen.

Gleich der erste Familienausgang war natürlich eine erlebnis-reiche Fahrt. Das fühlte im Revier umher wie im Rausch, schlüpfte in alle Löcher, guckte gleich wieder heraus mit betörend hübschen, sauber mobiliertem Köpfchen, denn ohne Erziehung wird solch ein Inlichvollendetes nicht fertig. Und bei Wiesels nahm man es mit der Erziehung sehr ernst.

Wenn sie im Grate der Bergwiese pirschten, benützen die Kleinen die Schäfte der Schafgarbe als Kletterstangen und läuteten mit den Glodenblumen an hohen Stengeln — ein allerliebster Völlchen! Auf einmal hörten sie drüben vor der Felswand einen Rotschwanz das Warnsignal blasen: Huitt, huitt, hitt! Und gleich begann die Wieselin mit dem Unterricht. Alle Löcher und Künsten in der Felswand wurden nach dem Nest abgesehen; und gar nicht lange, so erklangen die hastigen Stimmlein der Kleinen in Entbedungsfreude. Fünf Eier lagen im Nest. Die Mutter eilte hinzu, beschmupperte sie und stellte fest, daß sie nicht bebrütet waren und sich zu Küchlein vortrefflich eigneten. Sie klemmte also den fünf Sprößlingen, die ihr zunächst standen, je ein Ei zwischen Kinn und Brust. So liefen sie zu einem gesicherten Platz auf der Wiese, wo die Beute aufgeschlagen und geschleckt wurde.

Hermännchen war nicht dabei, wiewohl auch er sich die Erziehung sehr angelegen sein ließ. Er strich gegen den Bach, um ein bißchen zu krebren oder, wenn Gelegenheit war, am Raim ein Karnidel in den Tod zu reiten, denn zu seinen Mahlzeiten liebte er Warmblut.

Weil er kein Glück hatte, pirschte er sich zu dem kleinen Weiher in der Nähe des Bauernhofs. Seine Frau mit den acht Nachkommen war schon dort angelangt, und er hörte, daß die Kleinen ein bißchen ängstlich nach ihm riefen. Das plätschernde Wasser am Tümpelrande war für sie zwar ein Hauptspäß, aber heute wollten sie nicht hinan, denn drüben am Ufer sah fett und breit eine Wasserratte und lugte verdächtig nach ihnen aus.

Hermännchen überfah die Lage, begann den Weiher zu umschreiten und weidete sich an der Furcht der dicken Ratte. Sie rückte gegen den Teichrand. „Komm nur heran, dann verschwind' ich.“

Hermännchen hatte noch den braunen Frack mit der weißen Weste an, der ihm so prachtwoll sah und in der Abendsonne glänzte. Auf einmal — wie ein Pfeil vom Bogen — schnellte er sich gegen die Ratte, sah auf ihrem Rücken, schlug das perlschneidende Raubtiergebiß in ihr Genid, und huss! fuhr das Reittier mit ihm hinein in die Flut! Dreimal, viermal kreiste es unter Wasser. Die reine Höllenfahrt. Schlamm wolkte empor. Wut, Haß, Blutgier, Qual, Todesangst quollen blasig heraus. Zuletzt Berdreheln und Sterben, in einer Kette silberner eiliger Perlen. Das gemarterte Vieh trug seinen Reiter noch bis an den Rand. Ein bestialisches Morden! Am Genid zog er sie vollends heraus. Da eilten die Kleinen herzu. Aus dem „Wildbret“ machten sie sich alle zusammen nichts, aber an ihrem Schweiß tranken sie sich den ersten Blut-rausch.